

Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 10 Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wefermünde Oktober 1936
Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“
Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Debstedts Taufbecken

Von stud. phil. Vital Geibel

Es war in den heißen Sommertagen des Jahres 1912, als das Dorf Debstedt von einem Unglück heimgesucht wurde. Es brach ein Großfeuer aus, das in kurzer Zeit mehrere Bauernhäuser erfaßt hatte. Auch die Kirche wurde von dem wütenden Element nicht verschont, alsbald stand das Dach in hellen Flammen und stürzte brennend in das Innere der Kirche, alles in Asche verwandelnd, was brennbar war. Selbst Stein und Metall hielten dem Feuer nicht stand: das Taufbecken, einst ein schöner Schmuck des Kirchleins, wurde von den herunterstürzenden glühenden Balken stark beschädigt. Die steinernen Löwen zerbrachen oder barsten in der Glut. Was blieb, wurde von den Flammen verunstaltet. Dahin war der schöne Flächenglanz des 400 Jahre alten Metalls, dafür war die Kessel-

suchte nach den fehlenden Teilen und fand sie fast alle auf dem Boden des Pfarrhauses wieder.

Damit war es aber nicht getan. Wie sollten die Mittel für die Wiederherstellungsarbeiten, die natürlich nur von mit Denkmalspflege vertrauten Fachkräften ausgeführt werden durften, aufgebracht werden? Was ich tun konnte, war, den Pfarrer auf die Werte hinzuweisen, die neu entstehen könnten und eine Rücksprache mit dem Provinzialkonservator in Hannover zu empfehlen. Die Besprechungen, die folgten, führten auch zum Ziel. Den Gemeindegliedern und anderen Spendern ist es zu danken, daß der Plan der Renovierung in Erfüllung ging. Das Taufbecken wurde nach Hannover gebracht, und in den Werkstätten der Metallgießerei von Otto Hägemann wurden die aufgefundenen Teile an den



Abb. 2: Das Taufbecken in Debstedt von Gottfried Klinge, 1497. Nach der Restauration 1936.

wand mit einer häßlichen rostartigen schmutzigen Oxydfruste bedeckt. Nach dem Wiederaufbau des Gotteshauses war an eine Renovierung des Beckens nicht zu denken; es fand in einer Ecke Aufstellung, in dem zerstörten Zustand stets an das Unglück von 1912 erinnernd. So fand ich es auch vor, als ich es vor zwei Jahren aufsuchte (Abbildung 1).

Einmal hatte die Taufe so ausgesehen, wie sie auch Mithoff beschreibt. Auf vier steinernen Löwen reiten vier zottige Männer, die auf ihren Schultern den ziemlich großen Taufkessel tragen. Die Kesselwand schließt nach unten ein aufgenieteter Inschriftstreifen mit Laubwerkverzierung ab, während die Wandflächen durch Pfeiler mit Fialen in Felder geteilt wird, in denen Reliefstatuen von Heiligen Platz gefunden haben. Diese Felder werden von giebelartigen Spitzbögen mit Schmuckformen gekrönt, wie sie die gotischen Steinmetzen für die Architektur zuerst gearbeitet haben. Fialen, Bögen und Inschriften fehlten nach dem Brand zum größten Teil, die vier Löwen vollständig. Das Becken war eine traurige Ruine, die nur noch das Interesse des Kunstgeschichtlers auf sich zu lenken vermochte. Ich

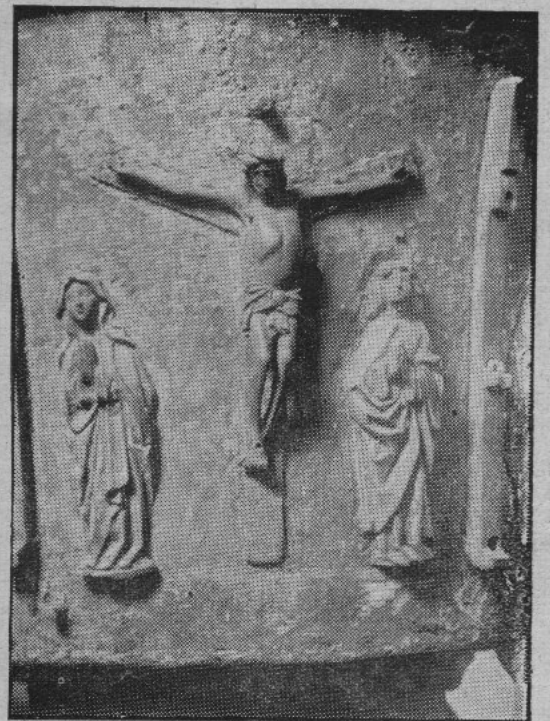


Abb. 3: Die eine der beiden Hauptansichten, die Kreuzigungsgruppe. Zustand vor der Restaurierung. Bilder: Vital Geibel.

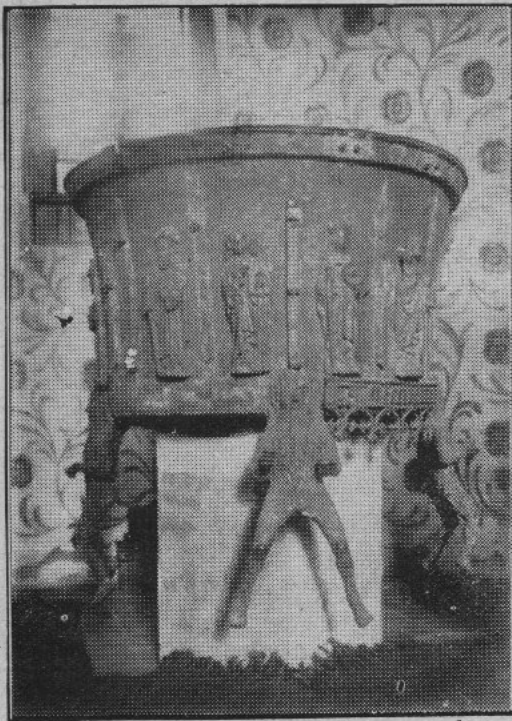


Abb. 1: Das Taufbecken nach dem Brandunglück. Aufnahme 1934.

alten Stellen befestigt. Nur einige Wimpergebogen mussten neu gegossen werden. Die vier Löwen wurden von dem Bildhauer Buhmann in Hannover wieder zusammengesetzt, ohne daß wesentliche Ergänzungen vorgenommen zu werden brauchten.

Sehen wir uns einmal den Inschriftstreifen näher an! Er ist auf die Kesselfwand genietet, wie auch die Zierteile und die Relieffiguren, also in einem besonderen Guß entstanden. Die großen Buchstaben in gotischer Minusialschrift berichten von Entstehungszeit und Gießer (Abbildung 4). Die Taufe wurde demnach 1497 von Gottfried Klinge gegossen. Klinge gehörte einer Erzgießerfamilie an, die mit Arbeiten in den Gebieten links und rechts der Weser in ihrem unteren Lauf vertreten ist und zum größten Teil im 15. Jahrhundert tätig war. Man kennt sechs Erzgießer des gleichen Namens und vermutet, daß Gerd Klinge, dessen Tätigkeit weiter zurückreicht, der Vater der fünf anderen Klinges war. In der engeren Umgebung finden wir außer der Taufe in Debstedt Gußwerke in Insun (Glocke), Misselwarden, Burhave, Bramstedt usw., die von Klinges gefertigt wurden. Gottfrieds Tätigkeit läßt sich für die Zeit von 1475 bis 1499 nachweisen. Wir kennen von ihm noch Taufbecken in Altenwalde und Selsingen, sowie Glocken in Berghövede, St. Jürgen und Hude. Urkundlich kommt er 1499 als Bremer Bürger, „Godeke der Klockengeter“ vor, und 20 Jahre später verschreibt der Meister Godeke Klinge dem St.-Pauls-Kloster in Bremens Vorstadt sein Hab und Gut. Wir wissen Einzelheiten über dies Vermächtnis und tun so einen Einblick in seine Werkstatt. Es ist die Rede von 60 rheinischen Gulden, von einem Amboss, Wälgern, Meßing und Gußweise, Sägeblöcken und Balken. Die Urkunde trägt sein Siegel, es zeigt eine Glocke in schräggestelltem Schilde, dazu die Umschrift: S. Godofredi Klinghe.

Am Denkmal gibt es eine andere schriftliche Quelle. Die Sockel der vier Löwen tragen Buchstaben, deren Zusammensetzung zu Wörtern nicht mehr ganz gelingt. Wir lesen:

D. Peelman fecit me (f)ie(r)i
(Anno . . .) XVC vn XV . . .
ole . . . e claus memers
Joh. heinr Kerste ba . . . sen

Es handelt sich wahrscheinlich um die Stifter der Taufe. Die Jahresangabe 1515 bezieht sich möglicherweise auf die Aufstellung des Beckens.

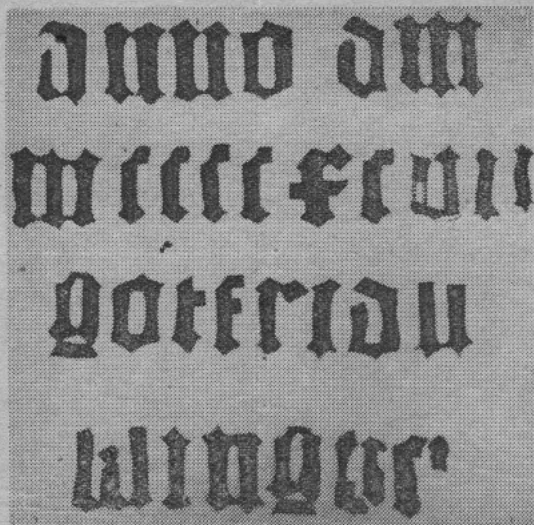


Abb. 4: Aus der Inschrift — Entstehungsjahr (1497) und Gießernamen.

Die kompositionelle Gliederung der Kesselaußenfläche wird durch die mit Fialen besetzten Vertikalleisten bewirkt. An einer Stelle wird das Gleichmaß unterbrochen, damit ein Feld doppelter Größe entsteht. Es enthält ein auf Klingeschen Gußwerken sehr oft wiederkehrendes Motiv: den Kreuzigten zwischen Maria und Johannes (Abbildung 3). Auf der entgegengesetzten Seite des Beckens haben drei Felder die Bedeutung einer zweiten Hauptansicht dadurch, daß in die Vertikalleisten lautespielende Engel halber Größe eingefügt sind. Hier zeigt sich dem aufmerksamen Betrachter sogleich die Herkunft des Kompositionsschemas — es ist vom geschnitzten Figurenaltar übernommen, bei dem die Einfügung kleiner Figuren in das Rahmenwerk gegen Ende des 15. Jahrhunderts längst gebräuchlich war. Von hier aus könnte eine besondere Untersuchung, die sicherlich manche Antwort auf noch offene Fragen geben könnte, ihren Ausgang nehmen. Sie hat das Ziel, Zusammenhänge der Klingeschen Statuen mit der zeitgenössischen

Plastik aufzusuchen. Noch kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, wie weit der Anteil des Gießers bei der Schaffung der Statuen reicht, vermutlich stammen die Modelle von fremder Hand. Sicher kann man das von den steinernen Löwen sagen. Anders als im 12. und 13. Jahrhundert waren die Gießer der späteren Jahrhunderte mehr Handwerker als Künstler. Vom 15. Jahrhundert an gibt es urkundliche Belege dafür, daß die Gießer Bildhauer oder Schnitzer mit der Herstellung der Modelle für den figürlichen oder dekorativen Schmuck beauftragten.

Halten wir überhaupt einmal Umschau unter dem Formvorrat an Erztaufen der Zeit! Gewöhnlich wird der Kessel, hat er nicht Pokalform, von drei oder vier Figuren getragen, die unmittelbar auf der Erde stehen oder knien. Bisweilen tritt auch ein Bodenring hinzu. Der Debstedter Löwenreitertyp knüpft an ein selten auftretendes Motiv an, das schon rund 300 Jahre vorher bei der Taufe im Bremer Dom verwendet worden war. Wahrscheinlich hat Meister Gottfried sie dort gesehen, die Verbindung der Klinges mit Bremen ist ja ohnehin unbestreitbar.

Hier sei auf ein anderes Taufbecken hingewiesen, das durch eine bemerkenswerte Ähnlichkeit gekennzeichnet ist. Es ist die Taufe eines anderen Meisters, 1480 entstanden, im Dom zu Schleswig. Im heutigen Zustande ist sie durch Zutaten späterer Jahrhunderte entstellt, doch läßt sich erkennen, daß von hier die Idee der musizierenden Engel übernommen sein könnte, andere Übereinstimmungen fordern zu einer noch ausstehenden Untersuchung auf.

Wie wir sahen, gehört die Debstedter Taufe einem seltenen Typ an. Bedenkt man, daß Erztaufen vorwiegend in Norddeutschland gegossen wurden (sie sind ja Ersatz für die aus dem fehlenden Naturstein gehauenen), und daß die weitaus größere Anzahl einem anderen Trägertyp angehören, dann ist es umso begrüßenswerter, daß das Taufbecken in den Zustand zurückversetzt wurde, den sein Gießer bestimmt hatte. Nicht nur ist unserer Heimat ein Kunstwerk wiedergegeben worden, auch das kirchliche Leben hat gewonnen. Denn Stolz und Anteilnahme der Gemeinde sind gewachsen und, so sagte mir der erfreute Pfarrer, die Taufen finden nicht mehr in den Häusern statt, sondern wieder im Gotteshaus, wie der schöne Brauch es verlangt.

Die Familiennamen in unseren Hafenstädten

Allerlei Lehrreiches aus den Adressbüchern von Bremerhaven und Wesermünde

Von Professor Dr. Edward Schröder, Göttingen.

V.

In diesem und dem folgenden Kapitel (die Numerierung ist leider bei den beiden vorangegangenen unterblieben) treten die direkten Belege aus unsern Adressbüchern sowohl wie die niederdeutschen Sprachformen etwas mehr zurück: die erstern, weil sie aus leicht ersichtlichen Gründen nicht eben zahlreich sind, aber doch nicht übergangen werden und auch nicht ohne Beleg bleiben dürften, auch wenn ein solcher stillschweigend von auswärts genommen werden mußte; die letztern, weil sie im VII. und letzten Kapitel zusammenfassend behandelt werden sollen.

Die Hauszeichen (gemalt oder plastisch) und Hausbenennungen, die wir heute fast nur noch an Wirtschaftshäusern und Apotheken kennen, waren im Mittelalter in den Städten weit verbreitet, aber doch ungleichmäßig: in Hamburg und in Bremen entfernt nicht so zahlreich wie etwa in Erfurt. Noch heute kann man in Süddeutschland und der Schweiz, z. B. in Schaffhausen, ganze Straßen mit solchen Hauszeichen finden. Eine besondere Gruppe bilden Kranz, Reif, Busch, Strauch und Strauß: es sind Häuser, die mit diesem Zeichen vorübergehend oder auch dauernd das offenbaren, was wir heute Schankgerechtigkeit nennen. Dann kommen die großen Tiere: Löwe, Bär, Wolf; Ochse, Stier, Roß, Schimmel, Rapp(e), Eber, Bock; auch Kleintiere wie Hase, Eichhorn, Maus; die Vögel: Adler, Falke, Habicht, Kabe, Schwan, Strauß, auch Fink und Buchfink, Drossel

und Nachtigall fehlen nicht. Von den Pflanzen heb ich nur die Tanne und die Rose beispielhaft hervor, daneben Tannenbaum und Rosenkranz.

Aber freilich die Herkunft vieler Namen ist nicht eindeutig, wie wir schon beim Strauß sahen, der innerhalb der Hauszeichen sowohl den Blumenstrauß wie den Vogel Strauß bezeichnen kann. Namen wie Schimmel und Fuchs (bei uns auch Rothfuchs) können ebensoviele einen weishaarigen oder rothhaarigen Menschen bezeichnen; Hengst und Wallach wie Hammel sind gewiß öfter bedenkliche Spottnamen; der sehr häufige Name Wolf ist in der Mehrzahl der Fälle eine Kurzform für Namen wie Wolfram, Wolfhard, und auch Bär (Beer, Bier, Biermann) hängt gewiß vielfach mit Namen wie Bernhard zusammen.

Auf dem Lande waren Hauszeichen und Hausbenennungen solcher Art überaus selten. In geschlossenen Dörfern konnten allenfalls Namen wie Ortman(n) (ort = Spitze, Ecke) und Endeman(n) aufkommen für Besitzer eines Gehäuses oder eines Hauses am Straßenende, wie wir sie aus der Stadt kennen. Deutlich ländlicher Herkunft sind aber Overdick und Overbeck, Diekmann und Beckmann, die jenseits des Deiches resp. Baches wohnten, Bergmann und Dahlmann, Horstmann und Bornemann (hochdeutsch Brunnemann und Bränner), Brinkmann und Brockmann (zu brock = hochdeutsch Bruch). Dazu kommt die Benennung nach auszeichnendem

Baumwuchs oder auch einem einzelnen Baum oder Strauch, der für den Hof charakteristisch war: neben Alschoff und Barckhoff (zu Esche und Birke) haben wir da den Rußbaum, Riechbaum und Pflaumenbaum, Birnbaum, Rosenbaum. Auch Hasselmann und Häßler lassen diese Deutung zu.

Die Zweideutigkeit, ja Mehrdeutigkeit der Familiennamen muß immer wieder betont werden. So gleich wieder, wenn wir jetzt auf die Benennung nach der äußern Erscheinung, körperlich wie in der Kleidung, kommen.

*

Roth und Weiß, Schwarz und Braun, Grau und Gries sind wohl eindeutig — aber was ist Grün (niederdeutsch Gron, Grohne) und Blau? Wir können nur auf die Kleidungsverhältnisse: etwa Grünhut und Blaurock, die beide auch als Familiennamen vorkommen. Also wieder Kurzform, die aber auch bei Braun als aus der Kurzform Bruno stammend erwogen werden kann.

Dickopf und der Spottname Mannkopf (d. i. Mohntopf), Langbein und Krummbein, Weißhaupt und Wollenhaupt sind ohne weiteres klar, wie die sehr häufigen Kahl(e) und besonders Kraus(e). Auch Kropf und Höcker bedürfen keiner Erläuterung, Stotterfoth ist aus Stotterfoth entstellt, d. i. Stotterfuß. Ueber Groß und Klein, Lang und Kurz, Feist (Fette) und Schmal können wir getrost hinweggehn.

Blind, Taub(e), Stumm(e) brauchen nicht immer den Totalverlust des betr. Sinnes bezeichnet zu haben.

Namen wie Klotz und Balke, Stange und Stengel müssen sich auf die Buchsform mehr oder weniger spöttisch beziehen.

Aber warum heißen so viele Menschen kurzweg Kopf und Haupt, Hand und Fuß, Hals und Kehl, Bein und Finger? Es muß doch wohl irgend etwas Auffälliges an diesen Körperteilen gewesen sein. Deutlicher glauben wir bei Zahn zu sehen: der Name hängte an dem, der mit einem Zahn auf die Welt gekommen war — denn das galt als ein Zeichen von glücklicher Vorbedeutung.

Und nun zu den Kleidungsstücken, die in irgendeiner Weise für den danach benannten charakteristisch gewesen sein müssen. Kragen und Mantel, Rock und Hose, Hut und Mütze, Schuh und Handschuh sind ohne weiteres sprachlich klar, obwohl sie nicht alle heute so aussehen und das selbe bedeuten wie zur Zeit der Namensgebung. Die Hose (niederdeutsch auch Hase) war eher das, was wir heute Strumpf nennen, die Befestigung der Oberschenkel hieß Bruch (niederdeutsch Brock), und wie dieser Ausdruck, so sind auch andere außer Brauch gekommen. Troie (auch in Trojan erhalten) hieß ein jadenartiges Wams, das mit seinem Namen aus der Provence bis nach Skandinavien ausgewandert war (heute in den Ausriistungsgeschäften für Seeleute „Trojer“, ein Wollweater). Die Kappe war ein kleines mantelartiges Übergewand (lateinisch: cappa) mit Kapuze. Und etwas ähnliches stellte die Kugel (niederdeutsch auch Kugel und Kuhl) vor (lateinisch: cuculla).

Vielfach erscheinen auch solche Namen frühzeitig mißverstanden und entstellt. Kniehose, Lederhose, Ledderhose, Schlotterhose sind klar, aber in Kiez(e) und Lerie erkennt man nicht ohne weiteres die Zusammenziehung. Bei Hase, Leinhas und Wiethas (weite Hose oder weize Hose) könnte man immerhin versucht sein, an den vierbeinigen Feldflüchter zu denken, der nur allenfalls für das Grundwort gelegentlich zutreffen mag. — Lindenkuhl (für Linnenkuhl), Rothkuhl (auch Rohkuhl findet sich), Hornkuhl haben mit dem Gemüse nichts zu tun. — Weißermel und Rotermel versteht jeder, aber in Rothemel oder gar Rothamel ist der Ärmel bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Und ganz wunderbar sind die Schicksale des Sammetrocks gewesen: den Sandrock wird jeder sprachlich geübte Beobachter noch leicht erkennen, aber in Simrock ist er schon schwer verständlich und in dem in Südbannover weiterverbreiteten Semmelrogge ist er zu völliger Sinnlosigkeit entstellt, denn die Sem-

meln werden ja aus Weizen gebacken und nicht aus Roggen.

An die Kleider reihen wir die Speisen. Wer sich Mühe gibt, kann aus den Familiennamen eine vollständige Speisensorte oder einen Küchenzettel zusammenstellen, auch mit landschaftlicher Verschiedenheit. Suppe und Kraut, Mus und Kohl, Wurst und Braten, Speck und Schinken, Gebäck und Obst aller Art kommen da vor, und dazu nun eine Fülle von Zusammensetzungen, von denen die merkwürdigste und nicht voll aufgeklärte die starke Gruppe der Namen mit Sauer = ist: Sauerbier, Sauerbrei, Sauerbrot, Sauerhäring, Sauerfäse, Sauerwein, neben denen einerseits die einfachen Bier, Brei, Hering (auch Büdling), Käse, andererseits das bloße Adjektiv Sauer (niederdeutsch Suhr) erscheinen — seltener Bitter. Man kann sie wohl kaum auf die Vorliebe für saure Speisen und Getränke beziehen, eher auf ihren geringwertigen Zustand oder gar ihren Mangel. Alle vier Wurstarten begegnen uns da: Leberwurst, Hirnwurst, Rotwurst und Bratwurst: was aber nicht unsere Bratwurst, sondern die Mettwurst ist. — Den Bratengeiger hat man als einen Mann gedeutet, der zum festlichen Braten aufzupfeilen pflegt; es ist aber doch wohl Bratengier(ig).

Kohlmus rührt von einer Speise her, Kohlhaupt und Kohlstrunk sind Spottnamen, die Namen auf -kuhl wurden schon oben gedeutet, die Mehrzahl der Namen mit Kuhl = beziehen sich auf die Holzkohle, so namentlich Kuhlrausch = Kuhlruß. Wenn der arme, darbende Schlucker in Trockenbrodt und Mageruppe charakterisiert wird, so der üppige Genießer in den süddeutschen Namen Butterweck und Bedesjer oder in Mirischmalz (Eier in Schmalz resp. Butter) der Adressbücher von München und Nürnberg.

Das Kapitel der Spottnamen und der schwer deutbaren, weil oft anekdotischen Gelegenheitsnamen haben wir schon wiederholt angeschnitten, es im Zusammenhang zu behandeln würde zu weit führen.

VI.

Eine sehr interessante Gruppe sind die Sahnamen, d. h. Namenbildungen, die aus zwei oder drei, gelegentlich sogar aus vier selbständigen Wörtern bestehen und bei denen es nicht immer klar ist, ob sie eine Aufforderung enthalten, oder als Aussage und Bekenntnis dem Namensträger in den Mund gelegt wurden. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sie sich in großer Zahl einerseits in Bayern und Österreich, anderer-

seits in Niedersachsen finden, während sie in Mitteldeutschland, im Osten, Westen und Südwesten weit seltener vorkommen. Nur wenige sind schlechthin als lobend anzusehen wie Waltemath (= wohl zu Matze), andere immerhin als harmlos wie Sengstock, Sengbusch und Rudebusch (entstellt Ritterbusch) für den Siedler, der sich durch Reuten oder Sengen des Busches Kulturland schafft, Quellmalz für den Berni des „Mälzers“, Findeisen (und Findelee) für einen Glückspilz, Habel nicht für einen armen Schlucker (aber Habelst heißt nicht „Ich habe die Kost“, sondern ist gleich Habighorst, also ein Ortsname). Für junge Leute, die sich anwerben ließen und das bauerliche Heimwesen aufgaben, gelten Ausdrücke wie Scheinpflug (= „Scheue den Pflug“), Knipschild (= „Ergreife den Schild“), Spannhaken (= „Spanne die Hakenbüchse“), Hakenfuß (= „Hasse den Fuß“, d. i. „bin des Fußgehens überdrüssig“, vgl. Hassenpflug), Bliesternicht (d. h. „Bleib hier nicht“). Besonders stramme, rabiate Kerle hießen wohl Demewol oder Schindewolf (umgedeutet zu Schönewolf), wer aber Ruckdeichel, Zegebant oder Rühmfori hieß, ward als Räuber angesehen, der Rakebrandt als Brandstifter, Heltaufderheide (so hieß eine angesehene Familie in Kassel) geradezu als Straßenräuber zu Pferde. Und auch den Stürzebecher (d. i. der niederdeutsche Störtebeker) nahm ich durchaus nicht so unschuldig wie es gewöhnlich geschieht (als „Stürze den Becher hinunter“ für einen starken Trinker), sondern, was ich an anderer Stelle ausführen werde, für einen Kirchendieb, der die heiligen Geräte (Becher und Relche) stiehlt und zertrümmert zum Einschmelzen bringt. Entstellungen sind hier besonders häufig: so konnte Rauscheplat („Lasse den Panzer rauschen“) zu Rosenblatt werden.

Wie solche Beinamen, die gar nicht selten einen bereits gefestigt scheinenden Familiennamen verdrängt haben, oft harmlos gemeint, obwohl recht bedenklich klingend, unter den Gefellen eines Handwerks aufkommen und sich dann durchsetzen konnten, das sehen wir an den sog. „Schleifnamen“, wie sie uns noch in den österreichischen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts begegnen. Ein besonders hübsches Beispiel dafür bietet das Einwohnerbuch von Gessmünde: da wohnten 1920 in einem Hause mehrere Familien mit den Namen Pinkernell und Pinter-nagel: beides sind offensichtlich Scherznamen für einen Nagelschmied, die zweite Form in der Verhochdeutschung mißglückt. Er gehört in die Nähe von Bickendrat für den Schuhmacher.

(Schluß folgt.)

Die wirtschaftliche Bedeutung des Landes Wursten im Mittelalter

Von Dr. Ludwig Arps

Die bekannte, allerdings nicht belegte Geschichte, nach der Maximilian, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sich von den Kämpfen der Wurster mit dem Erzbischof von Bremen habe erzählen lassen, kennzeichnet den Widerhall, den diese Kämpfe weit über das engere Gebiet Niedersachsens gefunden haben. In den Vertragsverhandlungen, in denen die Wurster in Hamburg und Bremen gegen ein milderes Stadtrecht Rechte auf den Märkten der Städte eintauschten, sehen wir sie als selbstbewußte, gleichberechtigte Partner. Als um 1450 die Wurster wegen Strandraubes an einem Hamburger Schiff auf Hamburgs Betreiben das päpstliche Interdikt zu fühlen bekamen, wurden schließlich in Hamburg selbst Stimmen gegen das Interdikt laut, weil dadurch auch der Hamburger Handel mit den Wurstern litte. (Vgl. dazu Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 26, Seite 78 ff.) So findet sich die erhebliche Bedeutung Wurstens im Mittelalter vielfach belegt.

Gewiß, war das Land ein unabhängiges Gebiet, das seine Geschichte selbst bestimmen konnte. Wenn auch bei dem Fehlen einer straffen politischen Einheit die politische Freiheit für diese Zeit nicht so hoch geschätzt werden kann, so muß man andererseits doch sagen, daß die politische Bedeutung zumindest in Wechselwirkung mit der wirtschaftlichen Bedeutung stand.

Es gibt keine genauen Daten, die diese für das Mittelalter belegen könnten. Ein Hauptmaßstab für politisches und wirtschaftliches Gewicht eines Gemeinwesens ist zweifellos sein Bevölkerungsstand. Wären wir für das Mittelalter über die Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Landesteile genauer unterrichtet, könnten viele politische und wirtschaftliche Vorgänge leichter erkannt und verstanden werden. Deutschlands Bevölkerung um 1500 schätzt man auf 12 Millionen oder 20 auf einen Quadratkilometer. Hamburgs Bevölkerung hat man für 1311 auf 7000 und für 1487 auf 16000 errechnet. Süddeutschland war damals das Gebiet der Großstädte mit 30000 Einwohnern. Im Gesamtrahmen Nordwestdeutschlands hatte Hamburg wohl nicht ganz die wirtschaftliche Bedeutung, die es heute hat; es mußte sie besonders mit Lübeck teilen.

Für das Land Wursten sind Bevölkerungsziffern aus dem Mittelalter nicht bekannt. Erst das Willkommensschabregister, angelegt zur Erhebung einer Kopfsteuer, gibt 1562 genaue Daten: Wursten zählte damals 1642 Einwohner ohne die Kinder unter 12 Jahren. (Vgl. v. d. Osten-Wiebeck, Geschichte des Landes Wursten, S. 261.) Den Anteil dieser ungezählten Kinder kann man auf wenigstens 10 Prozent schätzen, so daß sich für 1562 eine Einwohnerzahl von 5150 ergibt. Will man aus diesen Zahlen Schlüsse

für die Einwohnerzahl Wurstens um 1500 ziehen, sind noch verschiedene Tatsachen zu berücksichtigen. Die kaum mehr als ein Menschenalter zurückliegenden Eroberungskriege hatten außerordentliche Menschenverluste gebracht, die sich im Bevölkerungsaufbau noch lange bemerkbar machen mußten. Die Zahlen über die Gefallenen am Bremer Tief und auf dem Mulsumer Kirchhof sind ungenau und von manchen Chronisten sicher übertrieben. Die niedrigste Zahl der Wurster Opfer am Bremer Tief ist 300, für die Schlacht auf dem Mulsumer Kirchhof nennen die Bremer Annalen 700 Tote, andere Quellen sogar 1000. (Vgl. Geschichte des Landes Wursten, Kapitel 5.) Neben diesen außergewöhnlichen Opfern fand noch die zahlreichen Familien zu erwähnen, die sich mit dem Verlust der Selbstständigkeit nicht abfinden wollten und das Land für immer verließen. Endlich darf man annehmen, daß die Sturmflut von 1546, die an der Niederweser schlimm gehauert hat, auch in Wursten Opfer gefordert hatte, die sich für die Bevölkerungsbilanz von 1562 noch bemerkbar machten.

Unter Berücksichtigung dieser Daten ist die Bevölkerung Wurstens für die Zeit wirtschaftlicher Blüte vor den Eroberungskriegen mit 7000 bestimmt nicht zu hoch geschätzt. (Man muß bedenken, daß das Neue Feld damals noch nicht besiedelt war.) Diese Zahl bekommt erst dadurch ein Gewicht, daß man sie mit der

Einwohnerzahl etwa Hamburgs mit seinen 16 000 Bewohnern vergleicht: Wursten kam fast dem halben Hamburg gleich. Wollte man das damalige wirtschaftliche Kräfteverhältnis auf heute übertragen, müßte Wursten jetzt ein Gebiet mit einer halben Million Einwohner sein. (Der Wirtschaftskomplex Hamburg-Altona-Harburg zählt etwa 1 400 000 Einwohner.)

Diese Zahlenoperation ergibt in Ermangelung eines Besseren nur einen sehr groben Maßstab für Wurstens wirtschaftliche Bedeutung. Aber sie wird durch andere Tatsachen erhärtet. Noch vor 50 Jahren hatten die Marschen im Verhältnis zu ihrem Umfang und ihrer Bevölkerungszahl ein ganz anderes wirtschaftliches Gewicht als heute. Technik und Chemie haben dieses Bild gründlich geändert. Diese aus der natürlichen Kraft des Bodens sich ergebenden Unterschiede waren um die Zeitwende 1500 noch ungleich stärker ausgeprägt. Die heute genau so wichtigen Geest- und Moorgebiete spielten für die Marktwirtschaft des Mittelalters eine untergeordnete Rolle. Aber die Marschen an den Küsten und Flüssen waren für die norddeutschen Städte und ihre Lebensmittellieferung eine Notwendigkeit. So vereinbarte Hamburg im Jahre 1456 mit den Hadelern, daß deren Getreideausfuhr, die nicht nach Bremen, Buxtehude oder Holstein ginge, nach Hamburg verkauft werden sollte. Althagen führt in seiner „Marschwirtschaft“ aus, daß die Marschen mit ihrer reichen Produktion an Nahrungsmitteln es einem Teil der Bevölkerung gestatteten, sich gewerblicher Produktion, besonders der Herstellung von Textilwaren zu

widmen, die dann in den Städten angeboten werden konnten.

Auf der anderen Seite konnten die reichen Geschlechter der Marsch einen Verbrauch entwickeln, der über die Deckung der dringendsten Bedürfnisse für Leib und Nahrung und Notdurft hinausging und der anderswo den Bauern nicht leicht möglich war. Bis in die Gegenwart hat sich bei den Marschbauern ein höherer Bedarf an Kulturgütern erhalten als auf der Geest, wenn auch die Voraussetzungen dafür relativ nicht mehr dieselben sind.

Waren so die Marschgebiete für die Städte teilweise schwer entbehrliche Lieferanten und andererseits lauffähige Abnehmer, die Kaufmannschaft und Gewerbe der Städte befruchteten, so kam hinzu, daß bei den unentwickelten Wegeverhältnissen die Marschen auch Verkehrswege für die Städte viel näher lagen als heute. Die Erfahrung, daß der Wasserweg der billigste ist, kam im Mittelalter viel stärker zum Ausdruck als im Zeitalter der Eisenbahnen und des Kraftwagenverkehrs. — In der Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters treten die Friesen immer wieder als Kaufleute hervor. Es wäre sicher interessant, die Wirtschaftsgeschichte der von Friesen bewohnten und teilweise von Holländern kolonisierten Marschen auch unter dem Gesichtspunkt zu beobachten, daß Stammesangehörigkeit eine Vorliebe für den Handel bedingte.

Jedenfalls dürfte die ganz andere wirtschaftliche Bedeutung des kleinen Landes Wursten im Mittelalter genügend belegt sein, wobei nur noch

zu betonen ist, daß es in den anderen Marschen ähnlich war. Aus sehr realen wirtschaftlichen Gründen war Wursten für die Städte ein vollwertiger Verhandlungspartner und nicht nur, weil ein gelegentlich auf Strandraub ausgehendes Volk von den Schiffahrtsstädten nun einmal berücksichtigt werden mußte. Die bitteren Kämpfe des Erzbischofs von Bremen um den Besitz des Landes hatten einen sehr realen Boden. Und das besonders, wenn Christopher die stille Hoffnung hatte, über dieses Gebiet freie Verfügungsgewalt unabhängig von den Ständen gewinnen zu können. (Vgl. Wurster Geschichte, Kapitel 5 und 6.) Dadurch wäre seine Stellung im Erzbistum eine ganz andere geworden, so daß die Städte bei ihrer Vermittlung für die Wurster sehr reale Interessen zu verteidigen hätten: wäre der Erzbischof unabhängiger Herr über Wursten geworden, hätte er leicht eine für die Städte drückende Stellung einnehmen können.

Man kämpfte bei Weddewarden, Bremen und Mulsum nicht um Phantome, sondern um gewichtige wirtschaftliche Möglichkeiten. Beide Parteien und auch die Zuschauer wußten, was zu verlieren und zu gewinnen war. Aber daß schließlich der Erzbischof siegte, wie auch anderswo um diese Zeit die Marschen ihre Selbständigkeit verloren, erscheint rückblickend wieder als eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Denn gerade um die Zeit der Eroberung heben sich in der Wirtschaftsgeschichte die Tendenzen ab, nach denen solch räumlich kleinen Gebilden, wie dem Bauernfreistaat zwischen Elb- und Wejermündung, eine Eigengesetzlichkeit nicht mehr zustand.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Sächsishe Siedlung bei Nordleba

Vor dem Westeingang von Nordleba wird zurzeit ein Arbeitsdienstlager errichtet. Bei den Erdarbeiten wurde ein interessanter vorgeschichtlicher Fund gemacht, der leider nicht als solcher erkannt und daher zerstört wurde. Unter der schwarzen Baurde entdeckten die Arbeitsmänner eine ganz mit großen Steinen ausgelegte trichterförmige Grube, die etwa 1,50 Meter in den gelben Sand eingetieft war und oben 2 Meter Durchmesser gehabt haben soll. Da die Felsen mit einer Schicht Geestlehm bedeckt waren, ist anzunehmen, daß die Fugen zwischen den Steinen mit Lehm ausgestrichen gewesen sind. Da die ganze Anlage fortgeräumt wurde, bevor sie von sachkundiger Hand untersucht werden konnte, lassen sich über den Zweck der Steinsetzung nur Vermutungen aussprechen. Wahrscheinlich hat es sich um einen Aufbewahrungsraum, eine Art Keller, für Getreide gehandelt. In der Steinsetzung war auch eine zerbrochene Handmühle mit verpackt. Diese bestand aus drei runden Steinen von etwa 45 Zentimeter Durchmesser, von denen die beiden Mahlsteine in der Mitte durchbohrt waren für die Spindel. Der dritte Stein diente als Unterlage und war nur halb durchbohrt; dies Loch sollte der Spindel Halt und Führung geben. Die Mahlsteine waren im Bohrloch durchgehrochen. Außerdem wurden einige Scherben gefunden, die die typischen Buckel der sächsischen Gefäße von der Werraer Geest zeigen. Damit ist eine einigermaßen genaue Datierung der Anlage möglich. In der Zeit um 500 n. Chr. muß also vor den Toren von Nordleba eine sächsische Siedlung bestanden haben. Klenck

Wünsche auf besondere Vorträge aus allen Teilen unseres Arbeitsgebietes bitten wir möglichst umgehend bei unserer Geschäftsstelle geltend zu machen, damit für die kommende Winterarbeit rechtzeitig Vorfrage getroffen werden kann. Eine Reihe von Rednern hat sich bereit erklärt, Vorträge (auch Lichtbildvorträge) zu übernehmen.

Der Verband Deutscher Vereine für Volkskunde (4. Deutscher Volkskundetag), der in diesem Jahre seine Jahresversammlung in Bremen abhielt, kam am dritten Tage seiner Zusammenkunft mit etwa 90 Gästen in das Morgensterngebiet, wo unter anderem auch das Bülzenbett und die Pipinsburg gezeigt wurden. Anschließend fuhren die Autobusse nach den Bauernhäusern in

Speckenbüttel. Mit allseitiger und hoher Anerkennung über das hier Geschaffene hielten die Volkskundler nicht zurück. Im „Schloß Morgenstern“ fand dann die Tagung ihren Abschluß.

Pastor Hoops im Ruhestand. Der durch seinen Einsatz für die Heimatabbewegung bekannte Pastor Hoops hielt am 27. September seine Abschiedspredigt in der Kirche zu Seehausen. Manche seiner Predigten hat er in plattdeutscher Sprache gehalten. Daneben aber verdient er auch als Heimatforscher Erwähnung. Er schrieb „Die Geschichte der Gemeinden Grambe und Büren“, „Die Geschichte des Bremer Blocklandes“ und ferner „Die Geschichte der Wörde Lesum“. Der heimatischen Volkskunde hat er vor allem durch seine „Sassenart“ gedient, einer prächtigen Darstellung der niederdeutschen Sitten und Gebräuche.

Professor Dr. Otto Bremer starb, 74 Jahre alt, in Halle an der Saale, wo er viele Jahre als Universitätslehrer wirkte. Der Forscher war einer der fruchtbarsten Mitarbeiter am „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“. Im Jahre 1914 gab er im Auftrage des Vereins die „Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ heraus. Aus seiner Feder stammt ferner das „Wurster Wörterverzeichnis“, Westfungs Glossar, von 1688, herausgegeben im Jahre 1888. Während war er auch auf dem Gebiete der Friesenforschung. Er hat nachgewiesen, daß Urfriesen und Urfrachsen in grauer Vorzeit an der Westküste Holsteins unmittelbare geographische Nachbarn gewesen sind und in seiner „Ethnographie der germanischen Stämme“, 1900, wies er erst zaghaft, dann 1925 auf dem ersten Friesentag in FEVER mit Bestimmtheit darauf hin, daß die Friesen ihre Wanderung von der Urheimat aus über die Nordsee nach Westfriesland antraten und schließlich über Land zurückkehrten.

„Niedersachsen im Auslande“, die neue Abteilung des Vaterländischen Museums in Hannover, erfreut sich eines außerordentlich starken Besuches. Die Schulen führen planmäßig ihre Klassen zu Führungen und Vorträgen in die Ausstellungsräume, um sie auf diese Weise in die neuesten Ergebnisse der niedersächsischen Auslandskunde einzuführen.

Eine **Möser-Festwoche** feierte die Stadt Osnabrück in den Tagen vom 17. bis 21. Oktober. Im Schloß war eine sehenswerte Ausstellung geschaffen. Gezeigt wurden die Möser'schen Werke

und Handschriften, Urkunden. Bilder von ihm und seinen Ahnen, und viele andere Dinge, die einst seine Person umgaben, oder mit seinem Wert in Beziehung standen.

Der erste „Heimatsbrief“ der Forschungsstelle „Niedersachsen im Auslande“ wird in diesen Tagen hinausgehen.

Unfel Bräsig als Hauptfigur eines neuen Films. Wir Niederdeutschen außerhalb Medlenburgs sprechen „Bresig“. Der „Quickborn“ weist jedoch bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß er „Brösig“ heißt, mit einem so hellen ö-Laut, wie er in Mölln gesprochen wird. Schuld an der falschen Aussprache ist die unzulässige Schreibweise. Das Wort brösig ist ein Adjektiv und heißt soviel wie derb, kräftig und fest. Das Wort ist von Professor Menning auch für Schleswig-Holstein verzeichnet.

Plattdeutsch in der Schule. Eine Umfrage in den Bremer Schulen bezüglich des Plattdeutschen hatte folgendes Ergebnis: Bei 291 Lehrern ist plattdeutsch die Muttersprache, 487 können es geläufig sprechen und 241 vermögen es geläufig vorzulesen.

Was ist's mit den Runen? In seiner im Jahre 1935 erschienenen „Einführung in die nordische Runenlehre“ von Albrecht Dieckhoff versucht der Verfasser den Nachweis, daß die Anfänge der Runen im niederländisch-standinawischen Raume liegen. Umgekehrt behauptet nun ein Leipziger Germanist, Konstantin Reichardt, daß die Runen mit norditalienischen Inschriften, die in einer der etruskischen nahestehenden Schrift abgefaßt sind, verwandt sind, und daß der Gebrauch der Runen aus der Alpengegend stammt, von wo sie dann nach dem Norden vorgebracht seien.

Eine **Zusammenstellung der Holzgewächse für Feldhecken** haben Professor Dr. Weber und Gartengestalter Roselius geschaffen. Sie wird jetzt in den „Mitteilungen des Vereins für niedersächsisches Volkstum“ veröffentlicht. Die Uebersicht nimmt ganz besonders Rücksicht auf den Vogelschutz und bietet zunächst ein alphabetisches Verzeichnis aller Büsche, Bäume und Sträucher, die sich für diese Zwecke eignen, und anschließend erfolgt dann eine Zusammenstellung nach den Bodenarten, für die die einzelnen Heckenpflanzen in Frage kommen. An der Hand dieser sachverständigen und übersichtlichen Zusammenfassung ist es jedem leicht gemacht, die für seine Bedürfnisse passende Bepflanzung vorzunehmen.